

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegraphisch: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anserate werden die 5 gespaltene Zeilen ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Die objektive Lage.

Leipzig, 26. September.

Seitdem die Zolltarifkommission des Reichstags von neuem berät, hat auch ein Schacher wieder begonnen, der in ähnlicher Weise kaum schon dagewesen ist, seitdem es eine deutsche Reichspolitik gibt. In gewissem Sinne erfüllt sich dadurch ein Wort, das der liberale Historiker Treitschke schon im Jahre 1878 ausgesprochen hat, als die deutsche Schutzöllnerlei begann; er sagte damals: Beschreitet ihr diesen Weg, so wird der deutsche Reichstag bald zum Pferdemarkt werden. Freilich im letzten Grunde ist alle kapitalistische Politik nichts anderes als Schacherpolitik, mag sie sich mit welchen hochtönenden Redensarten immer verbrämen, allein der Höhegrad, den sie in den Verhandlungen der Zolltarifkommission erflommen hat, ist in dieser Weise noch nicht dagewesen, und er bringt eine eigentümliche Gefahr mit sich, der wir die liberalen Gegner des Zolltarifs auch glücklich schon erliegen sehen.

Bekannt von dem Lärm des Pferdemarktes sagen sie sich: Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende; gelingt es uns wenigstens, dem äußersten Orneel der Ueberzöllnerlei abzuwehren, dann können wir immerhin noch froh sein, mit einem blauen Auge davonzukommen. Diese Politik läuft darauf hinaus, daß man sich schließlich auch mit dem Zolltarifentwurf der Regierungen bescheiden müsse, daß man in diesem Regen sich noch wohl fühlen könne, weil man der Traufe der Ueberzöllnerlei entgangen sei. Von einem so erhebenden Standpunkt aus wird natürlich auch die sozialdemokratische Partei angeklagt, die mit ihrem radikalen Drauflosgehen alles verderbe, die den Ueberzöllnern in die Hände arbeite, weil sie mit konzentrierter Kraft gegen den Zolltarifentwurf vorgehe. Man kann derartige Utaneien alle Tage in der freisinnigen Presse lesen, die ihren staatsmännischen Ruhm darin erblickt, sich von den ärgsten Feinden des Volkes auf eine Wilde-Gänse-Jagd schicken zu lassen, nur damit diese Volksfeinde sich in aller Bequemlichkeit eine neue und gewaltige Machtposition erbauen können.

Die Ursachen der freisinnigen Tiraden sind nicht schwer zu erkennen: parlamentarischer Kretinismus, der dem Klappern der parlamentarischen Maschine ein unmäßige Bedeutung beilegt, politische Hasenherzigkeit, die jeden tiefgreifenden, die Volksmassen in leidenschaftliche Aktion rufenden Kampf scheut, endlich auch der Schachergeist, der wie in jeder bürgerlichen Partei, so auch im Liberalismus steckt und sich niemals von den equitablen Prinzipien des Pferdehandels frei machen kann — alles das wirkt zusammen, um die

liberalen Gegner des Zolltarifs zu einer Taktik zu veranlassen, die alle Land- und Scholbarone entzücken muß. Diese Braven haben gewonnenes Spiel, sobald erst in die Volksmassen die Meinung sickert: der Zolltarifentwurf ist schlimm, aber wenn er zum Gesetze wird, so ist er das schlimmste noch lange nicht; wenigstens die ärgsten Pläne der Brotwucherer sind zum Scheitern gebracht worden.

Im Gegensatz zu der selbstmörderischen Politik, die in den liberalen Reihen und gerade in den Reihen der freisinnigen Volkspartei, also in der verhältnismäßig noch rauchbeinigsten Spielart des Liberalismus, immer mehr um sich greift, hat die sozialdemokratische Partei von vornherein den Zolltarifentwurf der Regierungen als das schlimmste bekämpft, das augenblicklich überhaupt die Interessen der Volksklassen bedroht. Ihr Ruhm ist von jeher gewesen, wie Lassalle es einmal ausdrückt, die objektive Lage zu erkennen. Sie ist gänzlich frei von jenem ängstlichen Geiste des Philisters, der sich das schlimmste gefallen läßt, in der thörichtesten Einbildung, daß es noch schlimmer kommen könne; sie läßt sich nicht durch das noch so lärmende Geklapper der parlamentarischen Maschine einschüchtern; sie lacht über die phantastischen Drohungen und Pralereien der Ueberzöllner, und hält ihr Pulver trocken, um den Brotwucher, wo er ihr in greifbarer Deutlichkeit und Möglichkeit entgegentritt, ins Herz zu treffen.

So tritt er ihr aber in dem Zolltarifentwurf entgegen, der das äußerste Maß dessen darstellt, was sich die herrschenden Klassen heute an Auspöckerungsplänen gegenüber den Volksklassen gestatten dürfen, ohne sich selbst umzubringen. In diesem, nichts weniger als zweifelhaften Sinne kann man ihnen den Ruhm einer sorgsam abgewogenen Arbeit nicht wohl bestreiten. Man hat auf die neuliche Erklärung des Grafen Posadowsky, daß ein Hiniausgehen über die Getreidezollsätze des Entwurfs eine unzulässige Belastung der armen Volksklassen sein würde, formell ganz mit Recht erwidert, der gleiche Vorwurf treffe auch schon die Sätze, die der Entwurf der Regierungen vorschläge. Ueberall berührt diese Antwort aber keineswegs das, was Graf Posadowsky meinte; der Sinn seiner Worte war: Mit unserem Zolltarifentwurf sind wir den unerfättlichen Brotwucherern so weit entgegengewandert, als es sich menschenmöglicherweise noch mit den Interessen der Regierungen verträgt, aber weiter können wir kein besten Willen nicht; wir können nicht bis zu einem Punkte der Volksausbeutung folgen, an dem nach aller historischen Erfahrung die Throne zu wackeln beginnen.

Ganz ähnlich ist die objektive Lage des Centrums, in dessen Hand die parlamentarische Entscheidung liegt. Es darf den Brotwucher nicht bis zu einem Grade mitmachen, wo es mit mathematischer Sicherheit ausrechnen kann, daß

es dadurch auch den letzten Wähler in der Arbeiterklasse verliert. So hat sich neulich das führende Centrumsblatt dahin ausgesprochen: wenn das Centrum nicht auseinanderbersten wolle, so müsse es an der „mittleren Linie“ festhalten, mit anderen Worten an dem Zolltarifentwurf der Regierungen, der eben diese „mittlere Linie“ darstellt. Ja, auch unter den Brotwucherern des ostelbischen Junktums mag es nicht wenige geben, die ganz genau wissen, mehr als der Zolltarifentwurf der Regierungen sei nun einmal nicht zu haben. Das fürchterliche Geschrei dieser Wiedermänner über die unzureichenden Sätze des Entwurfs ist nur ihre alte Pferdehandlungspraxis, mit der sie stets so gute Geschäfte gemacht haben: dank der Feigheit des deutschen Liberalismus, der seit mehr als fünfzig Jahren, seit den Verhandlungen der Berliner Versammlung von 1848 über die Emancipation der ostelbischen Bauern, sich immer wieder von dem junkerlichen Geschrei hat ins Hochhorn jagen lassen, und dabei denn auch glücklich in die trübseltige Verfassung geraten ist, in der wir ihn heute erblicken.

Es ist am Ende nicht zu verwundern, daß er sich jetzt wieder von dem junkerlichen Pferdehandel nach allen Regeln der Kunst hineinlegen läßt, aber worüber man vielleicht erstaunen könnte, das ist die Dreistigkeit, womit er in seiner jämmerlichen Lage sich einfallen läßt, der sozialdemokratischen Partei weise Lehren zu erteilen. Er sollte doch aus einer nun schon vierzigjährigen Erfahrung wissen, daß die deutsche Arbeiterklasse sich niemals in der Rolle des Philisters gefallen hat, der sich bis auf die Haut vom Regen durchweichen läßt, um sich dann mit zitternder Genugthuung zu iröhnen, daß er möglicherweise einen Orkan entgangen sei, der ihn ganz vom Erdboden geschwemmt hätte. Die sozialdemokratische Partei hat alle ihre Erfolge dadurch erreicht, daß sie ihre Feldzüge immer nach der objektiven Lage der Dinge geführt und sich nie den Gewohnheiten des Pferdehandels ergeben hat, daß sie immer geradeaus marschiert ist, wo die Gefahr am größten und der Feind am gefährlichsten war.

So auch führt sie den Krieg gegen den Brotwucher als einen historischen Kampf und, unbeirrt durch das Gemäuer der freisinnigen Worthelden, die sich mit Regenschirmen gegen das drohende Gewitter bewaffnen, marschieren ihre Heersäulen gegen den Mittelpunkt der feindlichen Schlachordnung, gegen den Zolltarif der Regierungen, nach den Grundsätzen aller modernen Strategie und Taktik, mit der einfachen Kampforder: dies ist der Feind, den schlagen wir!

Seuilleton.

[Nachdruck verboten.]

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Diebig.

Am Abend kam Mine; erschrocken stand sie an Gretes Bett und sah mitteilend auf den hageren Körper, der sich unter der dünnen Bettdecke abzeichnete. Sie beugte sich nieder. „Grete," sagte sie freundlich.

Aber das Mädchen gab kein Zeichen des Erkennens und rührte sich nicht, nur der Atem der noch kindlich klaffen Brust ging stürmisch aus und ein.

Da ging Mine wieder mit ihrem schweren Tritt — sie hatte auch gar keine Zeit übrig — und zog die Schwiegermutter mit hinter die Thür. Da hatten sie noch eine längere Unterredung. Mine hatte den ganzen Kopf voll von der Idee, Bertha bei Fräulein Haberborn anzubringen; was die Schwiegermutter wohl dazu meinte? Sie selber würde die Aufwartestelle doch aufgeben; jetzt, wo der Arthur so gut verdiente, brauchte sie sich ja nicht so zu begeben. Es würde ihr auf die Dauer auch ein bißchen viel, wie sie in einem etwas verlegenen Ton sagte, erst die Aufwartung zu machen und dann noch den ganzen Tag zu waschen. Ob sie mal mit Fräulein Haberborn deswegen sprechen sollte?

„Natürlich!" Die Reschke war sehr einverstanden. „Wenn Du ihr nur los bis! Is det ne Manier, sich so lange Euch uf'n Hals zu sehen? Na, mir soll die Bertha man kommen! Mich so velle, jar nicht is an ihr! Gab it se nich de scheensten Stellen verschafft?! Aber ne, Dant

is nich! Meine Meinung wer it se aber nich vorenthalten — so ne faule Dieje, so ne Raschake, so ne —

„Pst, stille!"

Mutter Reschke war so laut geworden, daß Vater Reschke den Kopf zur Küchenthürspalte herausstreckte.

„Pst, man leise! Det regt Jreten so uf!"

„Ja, jal! Nicht mal in'n eignen Hause darf man „piep" sagen. S. it jehe ja schonst!"

Nun war es ruhig geworden, das Kommen und Gehen hatte endlich aufgehört. Es ging schon in die Nacht hinein.

Der alte Reschke sah ganz allein bei der Kranken. Er hatte ihr dünnes Händchen gefaßt, sich über sie gebeugt, die Brille auf die Stirn geschoben, und versuchte nun beim spärlichen Lampenschein ihr Gesicht zu erforschen.

Da sah sie ihn voll an. „Vater," hauchte sie schwach, „Trude —!" und fing an zu weinen.

Und der alte stumpfe Mann fing auch an zu weinen, er wußte eigentlich gar nicht weshalb, legte seine stopplige Wangen neben sie auf das Kissen und schluchzte mit: „Trude!"

XI.

So viel hatte Mine kaum je geredet, als da sie Fräulein Haberborn Bertha als Dienstmädchen anpries.

Vor der brauchen Sie keine Bange zu haben, die is aus meine Heimat. An wenn de Bertha doch keene so gutten Zeugnisse hat, desto mehr wird se sich nu derzu halten."

Und Bertha schlug, als Mine sie vorstellte, die Augen nieder und trug die Haare wieder so glatt geschheitelt, wie damals, als sie vom Dorf in die Stadt kam.

Eine Raffinierte war das wenigstens nicht; und sanft

sah sie aus. Das und Mines treuherzige Versicherungen halfen Fräulein Haberborn, ihre Scheu, einen zweiten Menschen in ihre einsame Häuslichkeit aufzunehmen, zu überwinden; sie entschloß sich, nach langem Zögern, Bertha zu mieten. Aber mehr wie fünfundsünfzig Thaler wollte sie durchaus nicht geben. „Einem Mädchen mit solch schlechten Zeugnissen auch noch höheren Lohn?!" Sie feilschte um jeden Groschen; zu mehr wie fünfundsünfzig Thaler ließ sich das Fräulein nicht bringen, trotzdem Mine ihr zuredete, wie einer störrischen Ziege.

Bertha stand dabei und sagte kein Wort; sie hielt beharrlich die Lider gesenkt.

Mine strahlte, die Sache zu stande gebracht zu haben, trotzdem Bertha nicht mit besonderer Lust die Stelle anzutreten schien. Aber das half nichts, sie würde sich schon eingewöhnen, die Alte war gar nicht so schlimm, wenn man sie zu nehmen wußte. Daß Mine froh war, die Freundin nicht länger durchsittern zu müssen, sagte sie natürlich nicht. Das besorgte Mutter Reschke ganz gründlich; die machte großen „Krach", und seitdem waren sie und Bertha Lobfeinde.

Zu Beginn war Bertha freundlich und gefällig im neuen Dienst; sie hatte es sich nun einmal klar gemacht, so rasch durfte sie nicht wieder wechseln. Auch redete ihr die Dame nicht in ihre Arbeit herein, ließ sie unbeheilig in ihrer Küche und saß meistens still drinnen im Zimmer an dem großen Cylinderbureau mit den vielen Schubfächern. In der ganzen Wohnung war kein Laut, kein Wort; nur das Ticken der Wanduhr ging einformig durch die Stille.

Nach stürmischen Dienstzeiten, in denen ihr kaum eine Minute für sich selber übrig geblieben, that die Stille anfänglich gut. Ihre hastigen Bewegungen wurden ge-